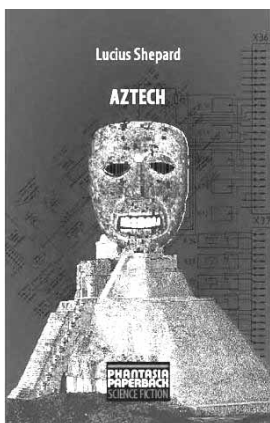


Trash & Treasury

Eine Kolumne von Thomas Harbach

Lucius Shepard, 1947 in Lynchburg geboren, begann nach einer Reihe von Jobs - unter anderem als Mitglied einer Rockband und als Rausschmeißer in einem Bordell -, zu Beginn der 80er Jahre Fantasy und SF zu schreiben. Innerhalb kurzer Zeit etablierte er sich als einer der besten Novellenautoren, und wurde schon bald in einem Atemzug mit Autoren wie Michael Swanwick oder Philip K. Dick genannt. Bereits zweimal erhielt er den World Fantasy Award für seine umfangreichen Anthologien und den Nebula Award für das zentrale Kapitel seines Romans »Das Leben im Krieg«. Anfänglich erschienen seine Romane und Kurzgeschichtensammlungen auch in Deutschland in etablierten Verlagen wie Bastei oder Heyne. Inzwischen hat er sich in Amerika ganz auf die »Small Press« konzentriert. Bei ps publishing in England oder Subterranean Press in den USA konnte er seine letzten Novellen unterbringen. In Deutschland startet die edition phantasia mit einer Novelle aus seiner Feder. In den vorherigen Kolumnen bin ich bereits auf einzelne Geschichten von ihm eingegangen; nun wird es Zeit Shepard einmal in den Mittelpunkt zu rücken.

Aus dem Jahr 2002 stammt die als Paperback in Deutschland bei Edition Phantasia erschienene Novelle »Aztech«. In naher Zukunft sind die immer noch reichen Vereinigten Staaten durch einen elektrischen Zaun vor dem mexikanischen »Unrat« sicher. Es wird nur durchgelassen, was wirklich gebraucht wird: Drogen, hübsche Mädchen und



Waffen. Mitten in diesem Niemandsland liegt ein Club, durch den der Zaun direkt verläuft. Hier ist auch Eddie Poe oft Gast und sein Mädchen tanzt für die gaffende Menge. Poes Geschäft ist Sicherheit. Oft greift er zum Personenschutz auf so genannte Sammys zurück, mit Drogen voll gepumpte, ehemalige amerikanische Soldaten. Als Aztech, einer der mächtigsten Technologiekonzerne der Neuen Welt, Eddies Dienste in Anspruch nimmt, um einen Botschafter auf dem Weg zu Verhandlungen mit der Mafia zu beschützen, bricht Eddies Welt zusammen.

In erster Linie lebt diese Novelle von Shepards pragmatischem Stil. Egal wie skurril die Situation ist, er schildert die verrücktesten Szenen so neutral und ruhig, als ob es die Geschehnisse des letzten Monats in der Tageszeitung wären. Hinter Aztech soll eine entflozene amerikanischen K.I. - eine künstliche Intelligenz - stecken. Und diese möchte das Kartell überreden, ganz legal die Macht in dem kleinen Mexiko zu übernehmen, die Waffen zur Seite zu legen und in die Politik zu gehen. Allein die Argumente, mit denen der Unterhändler den verdutzten Gangstern dies schmackhaft machen möchte, sind pointiert und ein brillanter, scharfer Kommentar zur derzeitigen amerikanischen Innen- und Außenpolitik.

In vielen seiner Geschichten greift Shepard auf Gottheiten in Menschen- oder in diesem Fall Maschinengestalt zurück. Der Leser ist unsicher, ob es sich bei den beschriebenen, nie anbetungswürdigen, Kreaturen wirklich um Götter oder nur um verblendete Geschöpfe von Menschenhand handelt. In den Straßen New Yorks - siehe »Floater« - wie in der heißen Wüste Mexikos kämpft ein aufrechter, vom Leben enttäuschter junger Mann unter größten Opfern einen einsamen Kampf. Er kennt das Ziel dieses Kampfes nicht. Es schert ihn auch nicht. Wie in den alten griechischen Sagen oder vielmehr den harten Filmen Sam Peckinpahs - das Duell im Haus der Mafiabosse erinnert an eine aufs Papier gebannte Szene aus John Woos »The Killer« oder natürlich Sam Peckinpahs Endzeitvision »The Wild Bunch« - müssen seine Männer ihren Weg gehen. Die Belohnung ist die unverhoffte, aber grundehrliche Liebe einer Frau. In seinen Geschichten sind die Gefühlsschwankungen immer extrem. Während die hier vorgestellten

Geschichten auch von ihrer inneren Dynamik und der rasanten Handlung leben, hat er in seinem Kurzroman »Valentine« die emotionale Seite auf eine Art Stilleben reduziert.

»Aztech« greift auf einen besonders dramatischen Teil seines Episodenromans »Das Leben im Krieg« zurück: In »R&R« nahm sich Shepard schon einmal einer aus den Fugen geratenen Welt an, in deren Mittelpunkt ein immer weiter um sich greifender Krieg stand. Poes Angestellte sind Wahnsinnige, Soldaten, deren Mission verloren gegangen ist, für die der ewige Krieg zur Selbstdarstellung vor den eigenen Kameraden reduziert worden ist.

Auch wenn seine Geschichten in einer unbestimmten Zukunft spielen, erinnern sie mehr und mehr an die Gegenwart. Zum Beispiel der beinahe pornografische Ansatz, um die Geschichte zu erzählen, lässt sich mit den sensationslüsternen Reportern in den Nachrichtenredaktionen der Welt vergleichen. Dass die amerikanische Regierung den Kampf gegen Drogenschmuggler bis zu einem gewissen Grad schleifen lässt, ist ebenso eine Tatsache wie die selbstherrliche Überheblichkeit, welche die USA in ihrer oft falschen Rolle als freiwilliger Weltpolizist annimmt. Insbesondere Shepards südländische Charaktere sind lebendig geschildert. Wie vielleicht noch Barry Malzberg und Thomas M. Disch kennt sich Shepard mit der dunklen Seite des amerikanischen Traums aus. Außerhalb des Genres erinnern einige seiner Geschichten - hier wieder »Das Leben im Krieg« oder »Aztech« - in der Ausweglosigkeit der Ausgangssituationen und in der Beschreibung einer Reise in den Wahnsinn natürlich an Joseph Conrads »Hearts of Darkness«. Und trotzdem fin-



det sich immer wieder neue Hoffnung, dargestellt durch das Erwachen einer neuen, reinen Liebe ...

Dass Lucius Shepard für seine Visionen oft Themen aus den Nachrichten nutzt, zeigt seine im britischen Kleinverlag ps-publishing erschienene Novelle »Floater«. Dempsey ist einer von drei Polizisten, die unter Verdacht stehen, einen unbewaffneten Fremden bei einer Routinekontrolle brutal niedergestreckt zu haben. Während einer seiner Kollegen nur den Selbstmord als Ausweg sieht, beginnt der verbitterte Dempsey noch einmal, in der Vergangenheit des Toten nach Anhaltspunkten für seine Unschuld zu suchen.

Das Titelgebende »Floater« ist ein Proteus in Dempseys Auge, das seine Sicht behindert oder erweitert. Ausgangspunkt der Geschichte ist das dunkle New York. Mit kurzen knappen Skizzen entwickelt er, nicht ohne Ironie, ein Bild des Big Apple, das vertraut und fremdartig zugleich ist. In dieser Millionenmetropole dringt unter der Oberfläche der Einfluss karibischer Voodoogötter und deren Hohepriester durch.

Obwohl viele seiner Texte die Hitze der lateinamerikanischen Dschungel aufleben lassen, holt Shepard in Form einer Santeria-Zeremonie, in einen Rave verpackt, den Aberlauben in die Stadt. Mit einem ungewöhnlichen Ausgang versieht er den aufkommenden Konflikt zwischen Menschen und Gottheiten. Obwohl sich für Dempsey eine neue bedrohliche Welt öffnet, akzeptiert er diese nach anfänglicher Skepsis nicht nur, sondern erkennt seine neue Position. In der außerweltlichen Auseinandersetzung reift er innerlich, und entwickelt sich wieder zu einem vollkommenen, fühlenden Menschen. Im Laufe der hier geschilderten zärtlich-erotischen Liebesgeschichte streift er die schmutzige Fassade eines New Yorker Cops ab und kehrt zu seiner jugendlichen Unschuld zurück. Dieser Reifeprozess zeichnet eine Reihe von Shepards Geschichten aus. Immer wieder müssen seine gestandenen Protagonisten erkennen, dass sie »unvollständig« sind.

Obwohl die Geschichte in einer Szene fast zum Stillstand kommt - der Voodoo Experte erklärt Dempsey, dass er sich auf einer Quest befindet -, dreht der Autor die Ereignisse herum und konfrontiert seine Leser mit einer absurden Schöpfungsgeschichte, die nur in Shepards Universum einen Sinn macht.

In der englischen Originalausgabe kommt der fast lyrische, bildreiche Stil dieser Novelle besonders gut zum Tragen. Einen großen Teil seines Reizes bezieht der handlungstechnisch oft geradlinige und manchmal vorhersehbare Text aus den lebhaften Beschreibungen. Allein seine trockene Bemerkung über die Veränderung New Yorks durch den 11. September würde einigen Politikern den Atem

stocken lassen. Im Gegensatz zu einem anderen medialen Beobachter der Gegenwart - William Gibson in »Mustererkennung« - weiß Shepard, über welche Bevölkerungsgruppe er schreibt. Seine Figuren atmen den Dreck der Straße, kennen den alltäglichen Kampf ums Überleben und haben mehr Angst vor dem nächsten Tag als vor der Polizei. All diese Erfahrung fließt in dieser reinrassigen Horrorstory und zusammen mit Dempsey begegnet der Leser einem Gott aus einer anderen Zeit, aus einem anderen Reich, unendlich fremd und doch mit seiner Habgier und Arroganz unendlich nah.



Wie sehr seine Erzählungen in der amerikanischen Subkultur beheimatet sind, unterstreicht die 2003 erschienene Geistergeschichte »Colonel Rutherford's Colt«, in welcher der Autor klassische Elemente der »Gothic«-Literatur mit Filmen wie James Stewards »Winchester 73« kombiniert und aktuelle Probleme der gegenwärtigen Gesellschaft drastisch ausleuchtet.

Mit seinem neusten Roman »A Handbook of American Prayer« verlässt Lucius Shepard jetzt augenscheinlich das phantastische Genre und etabliert sich als kritischer Kommentator des proklamierten neuen Amerikas. Er hält hier seinem Vaterland einen Spiegel vors Gesicht und prangert den gnadenlosen Kommerz, die Sucht und Jagd nach neuen Sensationen, die vollkommene Aufgabe der Privatsphäre - sowohl von staatlicher Seite gefordert und den Massenmedien kongenial in Realityshows jeglicher Stilrichtung umgesetzt - und schließlich die Scheinheiligkeit der meisten christlichen Strömungen an. Selbst Ron Hubbard bekommt sein Fett weg. Im Aufbau des Buches findet sich ein Hauch von Stephen Kings »The Green Mile« - Wunder geschehen an den seltsamsten Orten - und eine pointierte Abrechnung mit den Massenmedien - treffender und doch optimistischer als Norman Spinrads »He walked by Night«.

Einen ersten Höhepunkt erreicht der handlungstechnisch sehr ruhig und präzise aufgebaute Roman mit der Frage,

was den Menschen und seine Art des Glaubens in der heutigen Zeit auszeichnet. Aus dieser fundamentalen These heraus portraitiert Shepard mit einem geschulten Auge die Unterströmungen des American Way of Life und beschreibt eine im Kern verkommene, in sich selbst verliebte Gesellschaft. Solange die einzelnen Charaktere - auch unbewusst - mit dem Strom schwimmen und den Massen ihre Wünsche erfüllen, erreichen sie Reichtum und Anerkennung. Erst als sich für diese Protagonisten die Ideale verschieben und an einigen wackeligen Gerüsten der amerikanischen Schmelztiegel- und Glaubensgesellschaft gerüttelt wird, bricht die Idylle auseinander.

Darum erreicht dieses Buch seinen Höhepunkt in einer Late Night-Talkshow, vielleicht dem Inbegriff des amerikanischen Demokratieverständnisses heutiger Generationen. Doch die Handlung ist damit nicht zu Ende. Unbarmherzig führt Shepard seine fatalistischen Figuren in die Slums der mexikanischen Grenzstädte, die sich nur im Schatten des Egoismus des großen Nachbarn bilden konnten und für alles stehen, was diese erkonservative Gesellschaft hinter den ehrbaren Fassaden ausleben möchte, sich aber nicht traut. Im Gegensatz zu den bislang rezensierten Novellen erinnert der Showdown an Orson Welles Klassiker »Touch of Evil« - die Bohrtürme als stumme Zeugen werden ersetzt durch die grelle Glitzerwelt des Rotlichtviertels, in dem sich zwei Todfeinde, zu denen sie sich aus ihrem Fanatismus heraus entwickelten, zu einem ungleichen letzten Duell gegenüberstehen. Dass Hilfe schließlich aus einer anderen Richtung kommt, unterstreicht die Schicksalhaftigkeit und Hilflosigkeit der Märtyrer des modernen Amerika.

Die Nutzung lebender Ikonen der Unterhaltungsindustrie - so tauchen der Filmkritiker Ebert, die Schauspielerin Sharon Stone und last but not least Larry King auf - gibt der Handlung eine packende Authentizität und lässt den Leser eine lebensnahe und doch skurrile Reise durch das dunkle amerikanische Herz antreten. Wo andere Autoren in ihren Äußerungen pathetisch sind, ist Lucius Shepard gefährlich ehrlich, wo manche Kritiker inzwischen in ihre Höhlen zurückgekehrt sind und ein Ende der herrschenden Zensur und Unterdrückung liberaler Medien herbeifließen, wird dieser Autor mit seiner zielgerichteten Kritik immer lauter. Genau kennt und erlebt er die Schwächen des amerikanischen Systems - für seinen neuen Roman reiste er mehrere Monate mit obdachlosen Landstreichern über das Land - und scheut sich nicht, das Forum der kleinen Verlage zu nutzen, um seine Texte unzensiert veröffentlichen zu können.

»A Handbook of American Prayer« ist ein ungewöhnliches, ruhiges und doch packendes Buch. Es ist die Reise in eine phantastische, fremdartige und doch vertraute Welt, es ist die Reise in unser eigenes Ich.

Lucius Shepard kommt aus dem phantastischen Genre und trotz seiner Mainstream-Ambitionen ist er weiterhin einer seiner wichtigsten Autoren. Er beweist

mit einer Reihe von gelungenen Kurzgeschichten, Novellen und einer Hand voll Romanen, dass das neue Jahrtausend uns allen trotz der Risiken auch neue

Chancen und Herausforderungen beschert. Die einzige Pflicht ist, selbst die Initiative zu ergreifen.



Rezension

Ri Tokko

»Das Automatenzeitalter«
Shayol-Verlag, 2004, 800 Seiten
ISBN 3-926126-37-X

Schon der Umfang des optisch gelungenen Hardcover ist ungewöhnlich: Achthundert Seiten eines gänzlich unbekannt prognostischen Romans des deutschen Autoren Ri Tokko. Die imposante Stadt auf dem Titelbild - der Originalausgabe des Amalthea-Verlages nachempfunden - erinnert mehr an Fritz Langs Metropolis denn an die im Roman beschriebene künstliche Siedlung. Der Autor, mit bürgerlichen Namen Ludwig Dexheimer, verlor im Herbst 1929 seine Arbeit, wie Millionen andere Menschen im Laufe der Weltwirtschaftskrise. Der umfassend gebildete Ingenieur-Chemiker nutzte die ungewollte Freizeit, um seinen einzigen Roman zu schreiben. Die hier vorliegende Fassung ist behutsam nach dem ursprünglichen Manuskript herausgegeben worden, die Passagen, die in der Erstveröffentlichung gekürzt worden sind, sind hervorgehoben. Dabei ist es faszinierend, die nahtlosen Übergänge - manchmal innerhalb eines Satzes - zwischen Vorlage und Druck zu verfolgen.

»Das Automatenzeitalter« ist eine interessante Utopie. Der Roman ist fest verwurzelt in der wissenschaftlichen Bildung seines Autors und dem Drang, dieses Wissen zu extrapolieren. Er trifft eine Reihe von diskussionswürdigen und treffenden Vorhersagen: ein globales Kommunikationsnetz oder die technologische Fähigkeit, innerhalb kurzer Zeit an jeden bekannten Ort der Erde zu gelangen. Dabei bevorzugt Tokko eindeutig den privaten Individualtourismus und nicht das Massentransportmittel. Totale Geburtenkontrolle mit entsprechenden Verhütungsmöglichkeiten verstärken die Tendenz, zusammenzuleben und nicht durch eheliche Pflichten gebunden zu sein. In seinen Beschreibungen bleibt Tokko aus heutiger Sicht zahn, doch entschlossen legt er das Joch der monarchistischen Ehrvorstellungen ab.

Das Haus wird zum ständigen Wegbegleiter und Homaten - künstliche roboterähnliche Wesen - lesen ihren Besitzern jeden Wunsch von den Augen ab. Die in gesunden Körpern lebenden, jungen und elitären Menschen vertreiben sich die Langeweile durch Ausflüge oder bilden in diesem Roman einen Debattierklub, in dem verschiedene Themen der Reihe nach vorgestellt und diskutiert werden. Trotz seines Umfangs bleibt »Das Automatenzeitalter« eine interessante Lektüre, weil es im Grunde kein Roman ist.

Vergleicht der Leser kritisch den sekundärliterarischen Teil - alle Reden, Artikel und Forschungsergebnisse - und setzt diesen ins Verhältnis mit der eigentlichen Handlung, so überwiegt ersterer deutlich. Mehr als einmal räumt der Autor barsch seine Figuren literarisch aus dem Weg, um von neuen Ideen und prognostischen Visionen zu berichten. Die flachen Dialoge dienen oft nur als Aufhänger. Keine seiner Figuren, mit ihren kurzen Namen wie Mi und Lu, überzeugt. In einem Kapitel entdeckt man ein außerirdisches Raumschiff in einem Kohleflöz, in dem die Überreste seit Millionen Jahren fast unbeachtet liegen, im anderen findet man eine eingefrorene Frau, deren Mann sich für ihr Überleben vor Jahrhunderten geopfert hat. Immer wieder greift Tokko auf die Vergangenheit zurück, um exemplarisch und schicksalhaft die neue Zeit zu propagieren. Im Gegensatz zu den utopischen Romanen Hans Dominiks, der Kurd Laßwitz oder Alfred Daibler mit seinen großdeutschen Abenteuerstoffen folgte, oder den Werken Rudolph Daumanns, lehrt der Autor meist einen aktiven Pazifismus. Immer wieder rechnet er vor, was insbesondere der Erste Weltkrieg an Produktionskosten und -kraft genommen hat. Dabei ist seine Vision einer Volkswirtschaft mit kommunistischen Zügen - es ist nie expliziert dargestellt, ob es noch das klassische Arbeitervolk irgendwo auf der Welt gibt - eine vergleichbare Katastrophe wie der grenzenlose Investitionswahn, der schließlich die Weltwirtschaftskrise auslöste. Die Idee, dass die meisten Menschen aus freiwilliger Neugierde in einer perfekten, zukünftigen Welt weiterforschen, ist genauso weltfremd wie die sich erneuernden Energien, die, ohne Rückstände zu bilden, den Menschen ein paradiesisches und unbefangenes Leben ermöglichen. Die Natur hinterlässt in seinem Roman einen gezüchteten Charakter; sie ist vorhanden, aber dem Menschen untertan. Den Preis für den übertriebenen, luxuriösen und lasterhaften Lebensstil zahlt in seinem Epos keiner der Bürger der Automatenstadt, Ri Tokko präsentiert ihnen noch nicht einmal

den Hauch einer Rechnung.

So schwach der eigentliche Roman ist, so überwältigend vielfältig und breit sind die Ideen, die der Autor oft nur in Nebensätzen einfließen lässt. Die Wetterkontrolle durch die Freisetzung von Kohlendioxid ist ein ebenso innovativer Ansatz wie das Nachzüchten ausgestorbener Arten aus aufgefundenen Eiern.

In »Metropolis« warnte uns Fritz Lang mit seiner Frau Thea von Harbou vor dem bösen Geist des technologischen Fortschritts, Ri Tokko in seiner offensichtlichlichen Genre-rede beschwört seine Schöpfung, den Menschen im Schoß der Automatenstadt, quasi im künstlichen Mutterleib, nach vorne zu sehen und zu gehen. Mit Li und ihren Freunden lernen die Leser diese utopische Gesellschaftsordnung in Form von unterschiedlichen Referaten kennen. Das nimmt dem Text den oft in alten Romanen aus dieser Zeit zu findenden nationalen Gedanken. Wie seine Figuren grenzüberschreitend leben, so argumentiert der Autor auch international. Dem Kampf um neuen Lebensraum - in Automatenstadt gibt es Millionen von gleichen Häusern - nimmt er genauso die Schärfe, wie der Jagd nach neuen Bodenschätzen. Es gibt Neid und Missgunst nur noch als auf spielerischem Niveau stattfindenden emotionalen Ballast einer sich weiter entwickelnden Menschheit. In mehr als einer Szene erinnern Tokkos Charaktere an die friedlichen Eloy aus H. G. Wells' »Die Zeitmaschine« - naiv, liebenswert und gerade wegen der sie umgebenden Technik unreif und im Grunde verloren. Dann finden sich wieder Passagen, die direkt aus H. G. Wells' »Things To Come« stammen könnten, ohne das Pathos einer sich aus den Trümmern des endgültigen Krieges befreienden Gesellschaft.

Der Leser fühlt sich gefangen in einem Buch, das er am besten in einzelnen Abschnitten - davon gibt es mehr als siebzig - über einen längeren Zeitraum liest, wie Artikel in einem wissenschaftlichen Magazin, das jemand aus einer Parallelwelt unbeabsichtigt im Bus liegen gelassen hat. Ein Blick aus einer für viele unverständlichen Vergangenheit in eine fremdartige Zukunft, die rasend schnell auf uns zukommt. In einigen Weltmetropolen erkennt der aufmerksame Leser schon Züge der Automatenstadt, doch sie ist nicht so friedlich und lebenswert wie in Ri Tokkos einzigartiger romanhafter Vision.

Thomas Harbach

